



Tom Wolf

MUSKATBRAUN

Zerstreute Gesellschaft

PREUSSENKRIMI



berlin.krimi.verlag



MUSKATBRAUN

Zerstreute Gesellschaft

PREUSSENKRIMI



Tom Wolf

Muskatbraun

Zerstreute Gesellschaft

@book im
be.bra verlag

Die Personen und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichem Geschehen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

ebook im be.bra verlag, 2012

© der Originalausgabe:

berlin.krimi.verlag im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2007

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Gabriele Dietz, Berlin

Umschlag: Hauke Sturm, Berlin, unter Verwendung des Gemäldes von Theobald von Oer »Kahnfahrt in Rheinsberg«, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg

ISBN 978-3-8393-6104-7 (epub)

ISBN 978-3-8393-6105-4 (pdf)

ISBN 978-3-89809-523-5 (print)

www.bebraverlag.de

Für Ulrike

Verzeichnis der historischen Personen und *fiktiven Hauptakteure*

August Wilhelm Prinz von Preußen – Bruder Friedrichs II.
Beeren, Marie Gräfin von – Tochter Honoré Langustiers
Bräadow, Dankward von – Forstmeister in Rheinsberg
Buchholtz, Sophie-Marie von – Hofdame Sophie Dorotheas
Darget, Claude Etienne – Vorleser und Intimus Friedrichs II.
Fourmont, Jeanne de – Geliebte Charles Edward Stuarts
Friedrich II. – König in Preußen
Groß, Alexander – russischer Gesandter in Berlin
Hamilton, Andrew – Reisender
Kähn, Friedrich Wilhelm von – Herr auf Wittwien
Langustier, Honoré – Zweiter Hofküchenmeister Friedrichs II.
*Meerkatz, Anselm Baron von – Altertumskundler und
Kunstsachverständiger*
Pöllnitz, Carl Ludwig Baron von – Oberhofzeremonienmeister
Friedrichs II.
Prinz Heinrich – Bruder Friedrichs II.
*Prusskow, Peter Niklas von – Sohn des Nachfolgenden, Lakai beim
Prinzen Heinrich, Mundschenk Friedrichs II.*
Prusskow, Ulrich Hermann von – Fischereipächter in Warenthin
Roskusch, Ferdinand von – Gewürzhändler, Herr auf Beerenbusch
Rost, August – Diener des Herrn Tristwitz
Sophie Dorothea – Mutter Friedrichs II.
Stuart, Charles Edward – Bonnie Prince Charlie, der »jüngere
Prätendent«, de-jure-Kronprinz von England, Schottland und Irland
Tristwitz, Boromil – Papiermüller, Pamphletist, Herr auf Schlaborn

Vallé, André de la – Buchhändler

Woronzow, Konstantin – russischer Vizekonsul

Den ganzen Tag am Hof.
Demnach verloren.
Graf Lehndorff, Tagebuch

Dienstag, 1. März 1746

»Sagen Sie nichts wider die Nachtmütze. Die Nachtmütze ist eine ausgezeichnete Erfindung, Monsieur – nichts ist wichtiger für das Wohlbefinden als der Schutz des Kopfes vor feuchter Nachtluft. Dies gilt insonderheit, wenn der Körper sich entspannt und seine Poren auftut. Besondere Bedeutung hat die Nachtmütze für die Zähne. Ist der Kopf dem kalten und feuchten Zuge ausgesetzt, leiden die Zähne am ehesten. Ohne Zähne aber kann man kein Fleisch essen. Monsieur Cartillon, ein sehr gelehrter Mann, der gerade nach Berlin gekommen ist, gibt ein trauriges Beispiel. Seine Zähne sind so schlecht, dass er schon seit Jahren nur noch Rübenpüree zu sich nimmt. Hätte er nur an die Nachtmütze gedacht!«

Der König, dessen Französisch annähernd tadellos war, verfügte über ein erstaunliches Repertoire an Varianten der Verschmitztheit. Sein Gegenüber war erheitert oder tat zumindest so.

»Ihr Humor, Sire, ist einzigartig. Aber Sie möchten nicht etwa Frankreich mit Europas Nachtmütze gleichsetzen und England mit seinen Zähnen?«

Der König lachte.

»Eine gewöhnliche Nachtmütze ist wertvoller. Frankreich war nur unter Schwierigkeiten imstande, mir aus meinen Bredouillen herauszuhelfen. Meine militärische Laufbahn ist nunmehr zu Ende. Wohl bin ich allezeit den Interessen des französischen Königs zugetan und setze allen Wert der Welt auf seine Freundschaft – man hat mich aber nicht hinlänglich unterstützt, dass ich sagen könnte, ich wäre zufrieden. Ich sehe, dass es in England nun einem Blutsverwandten nicht anders ergeht, und wünschte, Ihr König würde sich dort mehr engagieren, als er es bei mir getan. Dem hübschen Knaben Charles fehlt es an Truppen und Geld, die ihm die französische Krone viel leichter gewähren könnte als ich. Doch er hat einen Mut, den man nicht unterschätzen darf. Ich für meinen Teil indessen will fortan eine genaue Neutralität beobachten, so werde

ich vielleicht in der Lage sein, bei zukünftigen Konflikten als Vermittler zu wirken.«

Der preußische König sah seinen Besucher ernst und mit einer Ruhe an, die durch nichts zu erschüttern schien. Im Audienzzimmer im Potsdamer Schloss war es so kalt, dass kein Gespräch hier lange dauern konnte. André de la Vallé, sehnsüchtig an eine warme Nachtmütze denkend, antwortete:

»Ihre glänzende Stellung, Sire, würde Sie zum Friedensstifter Europas prädestinieren. Dies sollten Sie aber nicht auf dem Parkett der Diplomatie allein anstreben, sondern durch das tätige Einmischen, und sei es auch nur, indem Sie jenem Unerschrockenen unter die Arme griffen.«

»Ich gebe es zu, aber die Rolle wäre sehr gefährlich. Ein Glückswechsel brächte mich an den Rand des Ruins. Ich bin mir zu sehr der Gemütsverfassung bewusst, in der ich mich befand, als ich zuletzt Berlin verließ, um mich je Fortunens Launen wieder auszusetzen. Wäre das Glück mir entgegen gewesen, so sähe ich mich als einen Monarchen ohne Thron und meine Untertanen in der grausamsten Unterdrückung. Das ist ein schlechtes Spiel – es heißt immer nur: Schach dem König. Kurzum, ich will meine Ruhe haben.«

Sein Gesprächspartner nickte pro forma.

»Doch bedenken Sie, dass es Ihnen an Verbündeten nie fehlen sollte, und ein neues Stuart-England unter Charles Edward wäre ihr dankbarster Parteigänger. Das Haus Österreich wird Sie niemals mit ruhigem Auge im Besitz von Schlesien sehen.«

Der König beschied ihn knapp:

»Die nach mir Kommenden werden tun, was sie wollen; die Zukunft steht nicht in unserer Disposition.«

De la Vallé ließ nicht locker.

»Darf ich hoffen, dass wir unser Gespräch hierüber noch fortsetzen? Denn es ist durchaus nicht so, dass ein künftiges England sich dessen, was Sie ihm getan haben würden, nicht dankbar erinnerte.«

Der König schien nachdenklich geworden.

»Für heute wollen wir es dabei belassen. Ich bitte Sie, nach Berlin zu gehen und dort zu bleiben, bis ich Sie wieder rufen lasse. Es soll Ihnen an nichts fehlen, weshalb ich Ihnen einen Zuschuss zu Ihrer

Haushaltung zahlen will. Nehmen Sie vorerst Logis im *König von Portugal* und lassen es sich eine Weile wohl ergehen. Halten Sie sich indes nur fern von den gemeinen Berlinern, denn das sind alles Verbrecher! Außerdem bitte ich Sie, bei den anstehenden Hoffesten mein Gast zu sein. Bon jour, Monsieur.«

»Untertänigster Diener und ergebensten Dank, Sire.«

Sonnabend, 12. März 1746

Baron Anselm von Meerkatz schüttelte sich, dass ihm die Flocken aus dem Pelz flogen. Er ging am Domestikenhaus des verwaisten Rheinsberger Schlosses vorbei und betrat den gefrorenen Grienericksee. Bei den ersten Schritten auf dem verschneiten Eis fühlte er sich unbehaglich. Doch allmählich fasste er Zutrauen. Wo die Reck die Seen verband, mochte die Eisdecke dünner sein, weil dort das Wasser in Bewegung war. Der Baron schickte im Vorwärtsschreiten ein Stoßgebet zum grauen Himmel. Es knackte zwar hie und da, aber er kam unbeschadet über den ganzen Graben zum Großen Rheinsberger See. Es erheiterte ihn, daran zu denken, wie er den Prinzen Heinrich um den kleinen Finger gewickelt hatte. Eine Schilderung der abenteuerlichen Pläne, das Grab des Remus auszuheben und auch sämtliche übrigen Altertümer der Gegend zu rekognoszieren, hatte vollends hingereicht, die Königliche Hoheit für ihn einzunehmen. Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn stehen bleiben. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Er drehte den flachen Kopf, der ihm etwas Kerbtierhaftes verlieh. Aber zu sehen war nichts. Die Eiskristalle rieselten unaufhörlich, und er setzte seinen Weg fort. Niemand kannte seinen Plan. Zumindest hatte er die Karte wissentlich keinem gezeigt. Seine Linke griff instinktiv an die Stelle, wo unter Mantel und Uniformjacke das gefaltete Papier verborgen war. Da tauchte im Katarakt der weißen Flocken unvermittelt der bewaldete Felsrücken auf, die Remus-Insel. Meerkatz verharrte eine geraume Weile und lauschte. Das Wehen des Windes übertönte alles. Manchmal schwoll es bis zum Pfeifen an. Oben auf dem Hügel, wo jetzt die Baumgerippe schwankten, musste der Turm der alten Wasserburg gestanden haben. 1635 flohen die Rheinsberger hierher, um sich vor den marodierenden Schweden zu verstecken. Doch während die Rheinsberger in der Ferne ihre Hütten brennen sahen, erblickten sie das Herannahen ihrer Mörder, die ihnen auf die Schliche gekommen waren. Das winters erstarrte Blut tränkte im Frühling die Insel. Meerkatzens Urgroßvater hatte in der

Familienchronik über die Gräueltaten berichtet: *Maßen dann viele alte Leuthe zu Tode gepeinigt, Todt geschossen, unterschiedliche Frauen und Mägde zu Tode geschendet, theils Kinder aufgehendet, theils auch gebrathen, viele ausgezogen, daß sie bei ausgestandener Kälte verreckt und des Todes sein mußten.* Wittwien war verschont geblieben; es lag gut versteckt in den Wäldern. Als Meerkatz vor einem halben Jahr den Vater beerdigt und die Bücherschränke durchforstet hatte, waren ihm mehrere Werke als entbehrlich aufgefallen. Darunter war Großenhayns *Mythologie* von 1624 gewesen, ein unhandlicher Schinken in einem etwas zu großen Metallkasten. Das kleine Wappenschild daran zeigte einen Storch mit einem Pfeil im Hals: das Wappen der Edlen von Lino, der reichsten Familie der Rheinsberger Gegend. Ihr Dörfchen war im Dreißigjährigen Krieg zerstört und erst Ende des siebzehnten Jahrhunderts wiederhergestellt worden. Man hatte Schweizer dort angesiedelt. Meerkatz hatte beschlossen, diese Schwarte – wie einige andere – zu verkaufen. Er hatte alle ausgewählten Bücher unter den Arm genommen und war auf dem Weg die Stiege hinab. Plötzlich aber kam er ins Rutschen und segelte mit seiner Ladung zu Tal. Der Großenhayn war aus der klappernden Kiste gesprungen, doch Meerkatzens Verwünschungen über dieses Missgeschick verklungen rasch. Ein voluminöser Papierstreifen hatte sich aus dem lädierten Buchrücken befreit – ein mehrfach gefalteter Bogen mit einer Kartenskizze. So war er zu dem Plan gekommen. Tage hatte er gebraucht, um sich darüber klar zu werden, was darauf zu sehen war. Herauszufinden, was die Buchstaben bezeichneten, hatte gleichfalls Mühe gekostet. Die erläuternde Schrift an der Seite war nicht die deutlichste: *a) der alte tiefe Brunnen auf dem Burgwall, b) der Querschlag mit dem Luftloch, c) die Stelle hinter einem großen, eingepassten Steine, hinter selbigem der Hort liegt.* Meerkatz hatte nachgeforscht. Pläne von einer der diversen Burgen auf der Insel gab es nicht. Einen unterirdischen Gang oder einen tiefen Brunnenschacht hatte keiner je erwähnt. Die Liste derer, die 1635 ihr Leben verloren hatten, war lang. Mindestens sieben Höfe und drei Rittergüter waren niedergebrannt. Auf 15 Besitzungen erschienen in den Jahren nach dem Gemetzel neue Namen. Die Linos waren ausgestorben. Doch ihr Schatz, allem Anschein nach verborgen in höchster Not vor den herannahenden Schweden, lag jetzt vor ihm im gefrorenen Grund an der Südspitze der Remus-Insel. Meerkatz stand

in Gedanken daran wie verzaubert. Eine kindliche Vorfreude stieg in ihm auf. Wenn es doch nur erst warm würde. Tauwetter. Er sehnte den Frühling herbei wie noch nie zuvor in seinem Leben, wenngleich er im Augenblick froh sein durfte, dass die Eisschicht unter ihm genügte, ihn sicher zu tragen. Er kratzte mit seinem Stöckchen etwas im Schnee, um das Eis zu sehen und zu ermessen, wann es verschwunden wäre, auf dass man per Kahn gefahrlos übersetzen könnte. Die Augen weiteten sich. Er weigerte sich anzunehmen, dass das, was er da mit seinem Kratzen freigelegt hatte, mehr Wirklichkeit besaß als eine bloße Spiegelung auf der blanken Oberfläche. Er fuhr mit seinen Schuhen über den gefrorenen Wasserspiegel und fegte den Schnee über der Stelle restlos weg. Sein Blinzeln beseitigte das Bild nicht. Unter ihm im Eis steckte ein toter Mann. Meerkatz stand ihm förmlich auf der Brust. Die weit offenen Augen des Toten waren auf ihn gerichtet. Sein Blick hatte etwas Flehendes.

Mittwoch, 16. März 1746

Im zärtlichsten Liebesspiel suchten sie Vergessen. Doch hinter jedem der berausenden Küsse, die sie tauschten, unter jeder Berührung ihrer begehrenswerten, blassen, sommersprossigen, salzigen Haut mit seinen liebeshungrigen aufgesprungenen Lippen schmeckte der Prinz die Strapazen des Marsches, der hinter ihm und seinen Kriegern lag. Sein rechter Arm schmerzte, seine Haarpracht war ein Tummelplatz der Läuse. Auch juckten ihn und seine Gespielin die zahllosen Flohbisse, vom Stroh ihres Lagers im Old Leanach Farmhouse zusätzlich gereizt. Während er die Flanke der Dame nichtsdestotrotz so sanft streichelte, wie nur er es konnte, und ihren Leib in jene Ekstase zu versetzen bemüht war, die sie beide für einen kurzen Moment des allumfassenden Glückes die Fährnisse und Widrigkeiten des Daseins vergessen lassen sollte, kam er nicht umhin, an die Übermacht des dicken, hässlichen Dukes of Cumberland zu denken, der ihn auszulöschen drohte. Gestern hatte er seinen Geburtstag gefeiert und seine neuntausend Mann opulent verköstigt. Der Prinz schämte sich, dass es bei ihm nur für eine Flasche Portwein gereicht hatte, die er mit Jeanne geteilt – seine ausgehungerten Hochlandkrieger dagegen hatten sich um ein paar Hände voll Biskuit streiten müssen, eilig requirierte Schiffsverpflegung, die den Magen ein wenig täuschen konnte.

Mit seinen Beratern war er sich einig geworden, dass sie aus der Mausefalle zwischen Wasser und Moor dringend heraus mussten. Insgeheim hegten sie noch immer die Hoffnung, durch die Wiederholung eines Wunders siegen zu können, durch einen Nachtangriff, der Cumberland und seine Regimenter von Hannoveranern und Hessen überraschen müsste. Daher war er mit allen Kämpfern, die er in der Eile hatte greifen können, zu einem Nachtmarsch in Richtung Nairn aufgebrochen. Aber der Weg war unerwartet morastig gewesen, und etliche Umwege im Finstern hatten viel Zeit gekostet. Um zwei Uhr morgens hatten sie sich klarmachen müssen, dass sie den Herzog und seine ausgeruhten

Regimenter bei vollem Tageslicht antreffen, ihnen mit Schild und Schwert vor die Gewehre laufen würden – übernächtigt und mit leerem Magen obendrein. Er hatte die Umkehr befohlen. Eine weitere Nacht war vertan. Nebel vom Firth und dünner Regen hatten die Truppen durchnässt und entkräftet, drei waren gar den Strapazen erlegen.

»Komm, Liebster, lass uns eilen«, hauchte die schlanke, braunäugige Jeanne, die ihm das erloschene Feuer mit allen Mitteln wieder entzünden wollte. Ihr seidiges, mahagonifarbenes Haar fiel ihr bis auf die zart geschwungene Hüfte herab. Es ging auf zehn des Morgens, draußen war die Wache unruhig, klopfte jetzt gar zaghaft.

»Komm doch, nur ganz rasch.«

Der Prinz konnte nicht. Er küsste sie auf die zauberhafte schmale Stirn und schlüpfte, während sie sich seufzend zur Seite rollte und das schöne Gesicht in den Händen verbarg, in Hosen und Stiefel. Dann trat Charles Edward Stuart, eine Inkarnation genialischer Trostlosigkeit und vielfachen Unvermögens, wiewohl noch immer von einer berückenden Schönheit, vor die rohe Holztür des eingeschossigen, schilfgedeckten Steinhauses.

»Was gibt's?«, fragte er resigniert und hörte ungläubig die Meldung:

»Cumberland kommt.«

Um elf rückte der Gegner heran, die ganze Streitmacht des Herzogs, für die das Londoner Parlament seine Kassen geöffnet hatte; es waren die am besten gedrillten Regimenter in Europa. Der Prinz bezog, nachdem er einen Brief aufgesetzt hatte, dem er ein Schreiben an jenen sagenhaften König beifügte, von dem allein er sich noch Rettung erhoffte, auf einem nahen Hügel Aufstellung. Atemlos verfolgte er die Schlacht. Jeanne stand neben ihm und drückte seinen Arm in zärtlichster Verzweiflung. Müdigkeit und Missmut der Hochländer waren wie weggeblasen, als die ersten Kugeln durch die Luft pfffen. Als würden sie ahnen, was Cumberland mit ihrer Heimat vorhatte, stürzten sie sich mit wildem Kriegsgebrüll auf den Feind. Doch Prinz Charles Edward sah sie fallen, lange bevor sie die Linien des Gegners erreichten. Welch ungewohntes und schreckliches Bild bei einer offenen Feldschlacht. Derlei sah man sonst nur bei Belagerungen. Die geübten hessischen Schützen waren so schnell mit Gewehren und Kanonen, dass selbst ein stürmischer Angriff wiederholt in Salven endete. Hundert Highlander lagen im

Moorgras, ehe es noch zum Handgemenge kam. Wutentbrannt und mit geschwungenen Schwertern durchbrachen die restlichen Schotten Cumberlands erste Linie. Die zweite teilte sich wie in Panik, und die Hochländer fanden sich, mit ihren bloßen, erhobenen Waffen, einer dritten gegenüber, bestehend aus drei Gliedern: das erste kniend, das zweite gebückt stehend, das dritte aufgerichtet. Sämtliche Schützen dieser Linien gaben Salve um Salve auf die Anrückenden, die im tödlichen Sperrfeuer mit ihren Kilts und Schwertern wirkten wie sterbende Krieger aus einer anderen Zeit. Die Mitte und der rechte Flügel waren bei dem Versuch der Umfassung völlig aufgerieben worden. Der linke, am Drehpunkt der Bewegung, war kaum noch in die Schlacht gelangt und so gut wie unversehrt. Lord David Elcho galoppierte den Hügel hinan zum Prinzen, um ihm seine letzten Kämpfer anzubieten. Die beiden jungen Männer waren sich einig, dass der Tod auf dem Drummossie-Moor einem Weiterleben nach der Niederlage vorzuziehen sei. Jeanne de Fourmont flehte den Prinzen an, sich nicht leichtfertig zu opfern – stürbe doch mit ihm der Traum der Stuarts. Er wischte ihre Tränen mit zarter Hand beiseite und überreichte ihr das vorbereitete Schreiben.

»Suchen Sie zu entkommen und geben Sie dies meinem Freund, den ich Ihnen genau beschrieben habe. Vielleicht ist es ihm bereits geglückt, für mich zu antichambrieren. Sollte ich nun doch hier sterben, so nehme er den Brief als Abschiedsgruß. Das inliegende Schreiben an den König mag er dann bestellen – als ein Zeichen meiner höchsten Achtung vor jenem Mann – oder auch nicht, wenn er es für aussichtslos hält. Vergessen Sie mich nicht, ich zumindest werde Sie auch in der Ewigkeit lieben.«

Zum Glück war, ehe Prinz Charles seinem Pferd die Sporen geben konnte, um in den sicheren Tod zu reiten, der Hauptmann John O'Sullivan bei ihm, ein Ire, der aus Frankreich herübergekommen war, um an der Seite der Jakobiten zu kämpfen. Er nahm das Pferd beim Zügel. Der Stuart-Prinz durfte hier und jetzt nicht sein Leben wegwerfen, selbst wenn er es in der Verzweiflung des Tages nicht mehr vermeinte weiter ertragen zu können. Eine verlorene Schlacht war nicht das Ende. Der Prinz ließ es geschehen. Schon im Entschwinden, warf er der Zurückbleibenden einen Kuss zu.

»Sagen Sie ihm, er möge mir schreiben. Was es auch sein mag, das ihn hindert, mir Nachricht zu geben – er hat meine Freundschaft. Versichern Sie ihm dies.«

Sie stand mit Tränen in den Augen da und rief ihm noch etwas nach. Doch ihr Bonnie Prince Charlie hörte sie nicht mehr.

Donnerstag, 17. März 1746

Um fünf war der preußische König putzmunter. In Friedenszeiten erlaubte er es sich einmal im Monat, richtig auszuschlafen. Eben hatte er die Post durchgesehen und schleuderte nun Brief um Brief ins Kaminfeuer, samt und sonders ungeöffnete Umschläge, bei denen ihm die Kürzel der Absender oder die Siegel schon den Inhalt anzeigten. Unerfüllbare Bitten, nicht zu bewilligende Forderungen, absurde Gesuche. Er kannte seine Untertanen, ihre Maßlosigkeit, ihre Unverschämtheit, ihre Weichheit, ihren steten Hang zum Lamentieren, ihre schier grenzenlose Lust an der Larmoyanz. Wie waren ihm diese Töne zuwider. Also lieber gleich fort damit. Der erste Diener des Staates feuerte morgens den ersten Kamin des Staates an – mit den Briefen der Untertanen, höhnte man am Hof. Er aß wie gewöhnlich sein Morgenobst in Milch, samt einigen Löffeln voll geschrotetem Korn, getrockneten Weinbeeren, Leinsamen und Haferflocken und einem Löffel Ingwer. Dazu trank er Kaffee mit etwas Pfeffer, Paprika, Chili und Senf. Nun studierte er die eingelaufenen Berichte aus allen Landesteilen, während sein Diener Karl ihm den Zopf flocht. Der Umriss seiner Ländereien glich einer zerfetzten Regimentsfahne und gemahnte ihn stets an die Hauptpflicht, diese verstreuten Provinzen zu einer durchgängigen Fläche auf der Landkarte zu vereinen. An diesem Morgen überwog das Gefühl einer Eroberung alle bitteren Anwandlungen der Unvollkommenheit. Er hatte Frankreich genommen! Wenn auch nur in einem Papierkrieg, den er seit Monaten mit seinem Bruder Heinrich austrug. Sie führten imaginäre Armeen gegeneinander, er selbst die preußische, Henri die Franzosen und ihre zahlreichen Verbündeten. Gerade wollte er wieder einen Löffel zum Mund führen, die Augen auf ein Schreiben geheftet, das ihm aus Ruppin zugegangen war, da erstarb seine Bewegung. Achtlos ließ er den Löffel sinken. Der Monarch las noch einmal, um sicherzugehen. Dann hörte der Diener ganz deutlich ein »Potsapperment!« und musste hart an sich halten, um nicht zu lachen. Sein erhabener Herr

fluchte wie ein gewöhnlicher Bierkutscher. Der König befahl, den Kabinettsekretär zu holen: »Hämmerling soll kommen.«

Honoré Langustier, Zweiter Hofküchenmeister Sr. Majestät, des Königs in Preußen, hatte schlecht geschlafen. Er war unverhofft, wenn auch nur für die Zeit der Abwesenheit des Ersten Hofküchenmeisters Emile Joyard, zum alleinigen Herrscher über die Hofküchen Friedrichs des Einzigen aufgestiegen. Joyard sollte unterdessen im Auftrag des Königs die neuesten kulinarischen Geschmacksentwicklungen in Italien, Spanien und Frankreich erkunden. Langustier schluckte. Die Verantwortung zehrte an seinen Nerven, denn es stand eine schreckliche Verkettung von Hoffesten bevor. Wie gern hätte er mit Joyard getauscht. Ein aus Zeitnot und beständiger Plage gewebtes Grabtuch legte sich verschattend über Langustiers Gemüt. Das wäre die größte Bewährungsprobe seiner Laufbahn, vielleicht sogar sein Ende ... Der Name Vatel, des Haushofmeisters von Condé, eingemeißelt auf einer Grabplatte, erschien ihm wie eine Vision über dem Marmor, den er hier um sich sah. Vatel, dieser um so vieles größere Mann, dieser Gott der Küchen, dieses Genie der Organisation, war an einer vergleichbaren Aufgabe zerknickt. Freilich sagten einige, eine Erniedrigung durch seinen Fürsten habe ihm das Herz gebrochen. Wie würde es dann ihm, dem Normalsterblichen Langustier ergehen? Was die Beachtung durch seinen Herrn anbelangte, konnte er allerdings nicht klagen. In Gedanken vertieft, wäre Langustier beinahe mit Hämmerling zusammengestoßen. Der Kabinettsekretär nickte kurz, ebenso abwesend, und eilte weiter. Langustier trat ins Schlafzimmer des Königs, der an seinem kleinen Frühstückstisch über einem Plane zu brüten schien.

»Ah, Monsieur Langustier. Na, geben Sie mich den Wisch einmal her, damit ich Ihnen einen Strich durch Ihre Rechnung machen kann. Für welche kostbaren Niäserien wollen Sie mich heute wieder ein Doppeltes berechnen? Rebhühner? Kapauns? Schneppen? Denken Sie wie immer, mir sei ein Schatz zugeflogen? Dass man mir ausnehmen könnte wie eine goldene Gans? Na, nur her damit.«

Langustier empfand eine derartige Begrüßung wie einen kalten Guss. Er nahm alles viel zu persönlich, hätte er dieses Ritual doch mittlerweile, nach sechs Jahren im Dienst für diesen Mann, gewohnt

sein müssen – die ewige Anspielung auf die Köche, die ihn impertinent bestahlen. Jeder wusste doch, dass die täglich eingeplanten 33 Taler nicht hinreichen konnten. Dieses einmal vor Urzeiten gesetzte und nie erhöhte Limit für die Küchenausgaben diente dem Hausherrn nur zur täglichen Belustigung und zum willkommenen Anlass, seinen Untergebenen immer aufs Neue Verschwendungssucht und Neigung zu finanzieller Bereicherung vorzuwerfen. Zudem wollte der Monarch zeigen, dass er sich nicht besser ernährte als seine Untertanen. Ein übler Witz, wenn man bedachte, dass der gemeine Mann für die tägliche Tafel nur ein paar Pfennige hatte. Für 33 Taler hätte man halb Berlin mit Brot und Suppe verköstigen können. Langustier legte dem kleinen Mann im braunen, seidenen Schlafrock einen länglichen Zettel vor, auf dem die Gerichte für Mittagstafel und Abendtafel aufgelistet waren. Der König las langsam und halblaut, denn er trachtete sehr danach, sich das, was da geschrieben stand, möglichst plastisch vorzustellen:

»Kohlsuppe mit Kichererbsen, Rebhuhn und Speck ...«

Die Augen traten ihm förmlich aus dem Kopf.

»Rebhuhn!« Er lachte meckernd. »Hab ich's doch gewusst. Die Herren glauben, dass ich der König Krösus seindt. Und Kichererbsen. Mich ist heute nicht nach kichern.«

Er kicherte trotzdem und schrieb in einem Gekrakel, das nur Langustier und seine grafologisch geschulten Mitauguren in der Schlossküche dechiffrieren konnten: *Schweizer Suppe mit Porree, Karotten und Parmesankäse*. Dann las er weiter:

»Hühnchen mit gefüllter Gurke auf englische Art ...?«

Jetzt warf er Langustier einen feindseligen Blick zu.

»Wollen Sie mir umbringen, Monsieur? A l'anglaise? Auf die englische Art? Der Schröder soll sich nicht einfallen lassen, dergleichen noch einmal zu versuchen. Sonst schicke ich ihn zu Onkel Georg zurück.«

Des Königs Feder kratzte ungelentk. Langustier stand verblüfft. Nicht einmal eine Woche war es her, dass der oberste Genießer seines Staates sich über eben dieses Gericht des Hannoveraners Schröder, zuvor in den Diensten Georgs II. von England, in den höchsten Lobestönen geäußert und ausdrücklich, als ihm der Speisezettel zum Abzeichnen nach dem Mahl erneut vorgelegt worden war, vermerkt

hatte: »Sehr gut. Hat mich trefflich gut geschmecket. Kann wiederholet werden.« Wenn der Regent in dieser Laune war, verbot sich jegliche Nachfrage. Irgendetwas sehr Großes, das merkte Langustier sofort, war der Majestät über die Leber gekrochen. Dulden und ergebenes Nicken waren geboten. Man konnte nur staunen über die subtilen Gratwandlungen des Gemüts. Sein Gegenüber hatte unterdessen wütend hingekritzelt: *Kleine Hühnerpasteten auf römische Art*. Und so ging es weiter, bis selbst die Portugieser Kuchen simplen Waffeln – *des Gauffres* – gewichen waren. Der König lehnte sich erschöpft zurück. Er hatte schon wieder eine Schlacht geschlagen. Langustier überlegte, um sich zu entspannen, wann der Monarch zuletzt Missfallen an seiner Arbeit als Koch geäußert hatte. Er musste weit zurückgehen, um ein Gericht zu finden, das seinem Dienstherrn wahrlich übel aufgestoßen war. Vor der glorreichen Schlacht bei Hohenfriedberg war es gewesen, im Lager bei Frankenstein. Die grüne Sauce zum Lamm hatte den Ausschlag gegeben. Wortwörtlich. Langustier hatte nicht die erforderlichen sieben Kräuter zusammenbekommen und sich deswegen mit Brennesseln beholfen anstelle des Borretschs. Ein fataler Fehler, er hätte sich noch immer ohrfeigen mögen deswegen. Der König hatte Ausschlag auf der Zunge bekommen und sich drei Tage bitter über die geschmacklosen Speisen geäußert; sie hatten Ingwer, Muskat, Salz und Pfeffer, Chili und Knoblauch in Mengen anwenden müssen, die einen gewöhnlichen Sterblichen auf der Stelle getötet hätten. Langustier nahm den korrigierten Speiseplan an sich, verbeugte sich und begann unter weiteren demonstrativ ehrbezeugenden Verbeugungen seinen Rückzug zur Tür, als ihn der Olympierblick traf, wie ein Bannstrahl auf der Stelle hielt und am nächsten Katzbuckel hinderte. Des Königs Stimme modulierte in moderate Tonlagen und klang fast menschlich. Das kriegerische Spiel mit dem Batailleplan der Speisekarte war vorbei, und die Realität ernüchterte den Spieler.

»Monsieur Langustier, bitte kommen Sie noch einmal her. Nehmen Sie einmal kurz bei mich Platz. Ich muss Sie etwas sehr Krudes zeigen, das heute gekommen, wegen einer Sache, in der selbst der Landrat von Ruppin nicht weiterweiß.«

Langustier hielt erstaunt inne. Er sah sich, dem König gegenüber sitzend, die Zeichnung an, die auf dem Tische lag. Der

morgendlichen Küchenzettelprozedur entrissen, fand er sich unversehens in offenem Gewässer. Er bemühte sich, die Gefühle der Beklemmung abzuschütteln und kühlen Kopf zu bewahren. Sein letzter Sonderauftrag, bei dem er mehr hatte aufbieten müssen als guten Geschmack, war schon fast ganz aus seiner Erinnerung verschwunden. Er fühlte wieder etwas Spannkraft zwischen den Schultern, als ihm der König anhand der Karte die Lage zu erklären begann.

»Das seindt der große See von Remusberg, darin die Insel liegt, auf der ich die sterblichen Überreste des Remus vermute. Kennen Sie die Geschichte?«

Langustier verneinte. Römische Mythologie zählte nicht direkt zu seinen besonderen Interessen. So durfte der König dozieren: »Im Vatikan haben die Kapuzenmönche ein Manuskript gefunden, das die Historia von Romulus und Remus mit mehr Verve erzählt, als man sie vorher kannte. Diese Handschrift legt dar, dass Remus seinem rasenden Bruder entkam, sich in die nördlichen Provinzen Germaniens flüchtete und dort an einem See eine Stadt baute. Nach seinem Tod sei er auf einer Insel begraben worden, die wie ein Berg aus dem See aufragt. Mons Rhenus, nach dem Flüsschen Rhin, doch im Ursprunge, worüber mir sicher wähne: Mons Remus. Die Insel mit dem Grab des Remus seindt somit diese Insel hier. Um die Gebeine des Remus zu finden, hat mein Bruder jetzt den Baron von Meerkatz als einen kundigen Bodenschnüffler bestallt. Als man den Grundstein zum alten Schloss in Remusberg legte, fand man angeblich auch abgekratzte Steine, in welche die Sage vom Geierflug geritzt war.«

Der König zog die linke Augenbraue hoch und erheischte Verwunderung bei seinem Gegenüber. Langustiers Wissen um diese Sage war gleich null. Die Wendung *abgekratzte Steine* gefiel ihm ungeachtet dessen über die Maßen.

»Oh. Soso.«

Der König nickte.

»In der Tat, Monsieur. Unsere gotischen Vorfahren, die leider höchst unwissend und an Altertümern uninteressiert waren, versäumten es, diese kostbaren Geschichtsmonumente für uns zu bewahren, und ließen uns somit in dunkler Ungewissheit über eine derart wichtige Begebenheit. Als vor drei Jahren die Erde im Rheinsberger Park